

**Robert LeFaouët**

# **Vierte Macht**

**Henriette Courgette (3): Journalistische Abgründe**

**Roman**

ISBN 978-3-384-18564-8

 tredition

 Oliven

© 2024 Robert LeFaouët

Lektorat von: Susanne Reeck

Coverdesign von: Robert LeFaouët und Florian Brunner

Satz & Layout von: Harald Hoos

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,  
Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung „Impressumservice“, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

# Kapitel 1

— Saarbrücken, Montag, 20.7.2020

Henriette Courgette war wegen der Coronapandemie das erste Mal seit zwei Wochen wieder in ihrem Büro. Sie wollte heute unbedingt dem heimischen Esstisch entrinnen, zu Hause fiel ihr allmählich die Decke auf den Kopf. Homeoffice hatte eben seine Vor- und Nachteile.

Sie war Chefredakteurin der »Neuen Saarbrücker Zeitung« und für das wöchentliche Journal verantwortlich. Die Redaktion machte einen verwaisten Eindruck, auf ihrer Etage arbeitete sie anscheinend als Einzige, neben Mathias Mutschler, dem Nachfolger des langjährigen Herausgebers Jeff. Seinen Angeber-Porsche hatte sie vor dem Eingang stehen sehen, wo Mutschler sich einen exklusiven Parkplatz reserviert hatte. Henriette wollte sehr gerne mal wieder ein persönliches Gespräch mit einem Kollegen führen – Fehlanzeige. Auf ein Gespräch mit ihrem neuen Chef verzichtete sie allerdings gerne.

Mutschler war ein junger Nadelstreifen-Manager, der ein Problem mit seinem schmächtigen Körperwuchs hatte und dies mit besonders schicken Anzügen kompensierte. Der Spitzname »Herkules« war schneller entstanden, als er gebraucht hatte, um nach der ersten Mitarbeitersitzung die Tür hinter sich zu schließen. Henriette konnte ihn nicht leiden, und das beruhte wohl auf Gegenseitigkeit.

Sie bedauerte sehr, dass Jeff nicht mehr da war. Jeff war keine einfache Persönlichkeit gewesen, aber in seinen Entscheidungen immer gradlinig, formal korrekt und im Umgang höflich. Herkules dagegen war unberechenbar und cholerisch, aber einige Kolleginnen meinten auch, er könne

charmant sein. Henriette hatte eine solche Erfahrung bislang nicht machen können. Aber dass er rhetorisch was auf dem Kasten hatte, konnte auch sie nicht leugnen.

Seit alle im Homeoffice waren, lief die gesamte Kommunikation der Zeitung über Microsoft Teams. Einige Chefredaktionskollegen hatten sich für Zoom starkgemacht, aber die Mehrheit, unter ihnen Jeff und Henriette, hatten sich mit Teams durchgesetzt. Das zentrale Argument war die bessere Möglichkeit zur gemeinsamen Textbearbeitung des Microsoft-Produkts gewesen.

Eigentlich waren sie alle, mit wenigen Ausnahmen, Apple-Anhänger, aber die Apple-Software für Videokonferenzen, Facetime, konnte mit den Konkurrenzprodukten nicht mithalten. An dieser Stelle hatte den Apfel-Managern wohl der nötige Weitblick gefehlt.

Mit ihren engsten Mitarbeitern hatte Henriette gerade mal wieder einen Bericht zum aktuellen Stand der Finanzaffäre rund um den Landessportverband für das Saarland verfasst, und sie hatte die Aufgabe, dem Artikel den letzten Feinschliff zu geben. Der LSVS-Skandal, das war der Kurzbegriff, den inzwischen jeder Saarländer kannte, war immer noch ein politisch aufgeladenes Thema, da musste die Chefin eben selbst letzte Hand anlegen. Nächsten Donnerstag wollte sie das Manuskript auf der kleinen Redaktionskonferenz absegnen lassen. Eigentlich konnte Henriette selbst entscheiden, ob es veröffentlichtsreif war, aber sie hatte es zur Regel gemacht, dass alle zustimmen mussten, bevor ein Artikel erschien. Das war manchmal etwas anstrengend, aber die dadurch entstandene positive, kollegiale Arbeitsatmosphäre war ihr sehr viel wichtiger. Gegen Mittag hatte sie das Manuskript fertig, legte es in der hauseigenen Cloud ab, die es seit einem guten Jahr gab, und schickte den Mitarbeitern den Link zur Vorbereitung auf die Donnerstagskonferenz.

Diese kleine Gruppe bestand neben ihr aus Stefan Suter, Sabine Reschke und Manuela Christiansen, einer Praktikantin. Sabine war eine exquisite Internetrechercherin und hatte auch darüber hinaus eine große IT-Affinität. Stefan war Vollblutjournalist. Henriette mochte beide, hielt aber auf Stefan eindeutig die größeren Stücke.

Die Aufgabe ihrer Gruppe war es, regelmäßig mehr oder weniger investigative Beiträge für das Journal zu verfassen. Stefan hatte die Vorarbeiten für den LSVS-Beitrag geleistet, den Henriette jetzt abschließend bearbeitete. Sabine befasste sich aktuell mit der Datensicherheit in sozialen Netzwerken. Sie hatte das Thema selbst vorgeschlagen und entwickelt.

Neben Henriettes eigenem Bereich gab es beim Journal noch Redakteure für Kulinarik, Kultur und Wirtschaft. Henriette ließ sie weitgehend selbstständig arbeiten, leitete aber die abschließenden gemeinsamen Redaktionsbesprechungen.

Als »investigativ« verstand Henriette ihren aktuellen Artikel nicht, aber es war noch von Jeff entschieden worden, dass das Journal und ihr eigenes Team dieses brisante Thema bearbeiten sollten, weil die Redaktionen für Sport und für Politik sich nicht auf einen parteipolitisch ausgewogenen Kurs hatten einigen können. Auf einer Gesamtkonferenz hatte es deswegen richtig Zoff gegeben.

Henriette machte sich einen Lungo und begann mit den ersten Arbeiten für einen neuen Beitrag. Die Idee war, die Rolle der Medien in der aktuellen Pandemie zu hinterfragen. Es ging um Gegner der staatlichen Maßnahmen gegen die Pandemie, ihre Argumente und eine angemessene Berichterstattung. Sie recherchierte in den Archiven der einschlägigen Tages- und Wochenzeitschriften, überflog die passenden Artikel und speicherte sie ab. Für heute machte sie Schluss, schließlich wollte sie sich nachher mit ihrer Freundin Roberta treffen.

Bevor sie das Büro verließ, schaute Henriette noch einmal auf ihr Handy und fand eine Sprachnachricht von ihrem Freund Karl. Er berichtete hörbar aufgeregt von einem Hausangebot in der Bretagne und dass sie morgen darüber sprechen würden, weil Henriette ja heute Abend keine Zeit habe. Dann sah sie auf einem ihrer privaten Accounts eine E-Mail, die ihr von Roberta weitergeleitet worden war. Es war die Mail eines Hotelportals mit Sonderangeboten für Hotelaufenthalte im Elsass, und Roberta hatte hinzugefügt: »Was meinst du dazu? Bis gleich, und schon mal ein Küsschen vorab.«

Henriette lehnte sich zurück, überflog die Angebote und schloss kurz die Augen. Vor zwei Jahren war sie mit Roberta für ein paar wunderschöne Tage im Elsass gewesen. Vielleicht sollten sie das wiederholen? Erst neulich hatten sie bei einem Telefonat darüber gesprochen.

Henriette träumte noch einen versonnenen Moment von ihrem gemeinsamen Aufenthalt, dann antwortete sie Roberta: »Das wär sooo schön! Küsschen zurück.«

Bei ihrem Treffen heute Abend würden sie sicher in Erinnerungen schwelgen.

Sie verließ ihr Büro und setzte die Maske auf. Plötzlich stand Mutschler vor ihr, der auf dem Gang gerade um die Ecke gekommen war. Er trug natürlich keine Maske und blaffte Henriette an: »Sie gehen aber früh. Haben Sie nichts mehr zu tun?«

»Guten Tag, Herr Mutschler. Geht es Ihnen gut?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, wollte Henriette an ihm vorbeigehen. Er hielt sie am Arm fest.

»Frau Courgette, ich habe Sie etwas gefragt.«

Henriette blieb ruhig, aber sie musste sich anstrengen. Sehr laut und deutlich rief sie: »Herr Mutschler, lassen Sie mich augenblicklich los!«

Mutschler lief rot an, behielt aber Henriettes Arm fest im Griff. Keiner sagte einen Ton. Mit einer schnellen

Schwungbewegung drehte Henriette ihren Arm aus Mutschlers Hand und stieß ihn von sich weg. Gleichzeitig ging hinten im Gang eine Bürotür auf, und Elisabeth Grothe, eine ältere Kollegin aus dem Kulturressort, trat heraus.

»Was ist los?«, fragte sie ebenso laut wie zuvor Henriette.

»Nichts ist los«, rief Mutschler ihr zu.

Dann verschwand er ohne ein weiteres Wort im Treppenhaus. Elisabeth stand noch vor ihrer Tür.

Henriette atmete durch. Sie hatte sich nicht ernsthaft bedroht gefühlt, und der Selbstverteidigungskurs, den sie vor einigen Jahren absolviert und vor Corona regelmäßig aufgefrischt hatte, trug jetzt Früchte. Aber die Nähe, die sich Mutschler ihr gegenüber herausgenommen hatte, war ihr entsetzlich unangenehm, ja, sie empfand ihn als unerträglich ekelig.

Elisabeth kam auf sie zu. »Ich habe gehört, was du gerufen hast, Henriette. Deshalb wollte ich nachsehen. Als er gegangen war, dachte ich, dass es erst mal gut so ist. Ist bei dir alles in Ordnung?«

»Ja, alles in Ordnung. Das ist so ein fürchterlicher Fiesling.«

»Das kann man wohl sagen. Also, ich habe gesehen, wie er dich am Arm gepackt hielt und bedroht hat, nur für den Fall, okay? Du bist übrigens nicht die Einzige, die mit Mutschler ein Problem hat. Vielleicht sollten wir in den nächsten Tagen mal telefonieren?«

Henriette überlegte kurz. Mutschler hatte das Arbeitsklima in nur wenigen Monaten dramatisch verschlechtert. Sie war immerhin in der Chefredaktion und sollte sich um so etwas kümmern. Andererseits hatte sie keine Lust, in irgendwelche konspirativen Gespräche verwickelt zu werden. So richtig durchdacht hatte sie das Ganze noch nicht.

»Ja, ist gut. Ich melde mich bei dir.«

Auf dem Nachhauseweg kaufte Henriette beim Bäcker um die Ecke ein Baguette und in ihrem bevorzugten türkischen Gemüsegeschäft eine Salatgurke, Tomaten und Basilikum. Käse für das Dessert hatte sie noch reichlich, Wein sowieso, und auch die anderen Zutaten für das Pastagericht, das es heute Abend geben sollte, waren vorhanden.

Sie wohnte in der Nähe des Ilseplatzes. Vor gut vier Jahren, als sie von Hamburg nach Saarbrücken gezogen war, hatte sie hier in der obersten Etage eines dreigeschossigen Neubaus eine großzügige Zweizimmerwohnung gekauft.

Henriette stellte ihren kleinen Renault auf einen der beiden Parkplätze, die ihr in der Tiefgarage gehörten, und fuhr mit dem Fahrstuhl bis vor ihre Wohnungstür. Das war einer der wichtigen Pluspunkte bei ihrer Wohnungswahl gewesen. Ein zweiter war die Weitläufigkeit des Wohn-Ess-Zimmers mit einer offenen Küche, die durch einen Tresen abgeteilt war, der eine wunderschöne Granit-Arbeitsplatte hatte. Außerdem gab es noch eine Dachloggia.

In der Küche versorgte sie ihre Einkäufe, dann zog sie sich bis auf den Slip aus, öffnete die Loggiatür, fuhr die elektrisch betriebene Markise heraus und setzte sich mit einem großen Glas Mineralwasser in den Schatten. Es war sehr warm.

Sie fühlte sich sehr wohl in ihrer Wohnung, und seit sie im Frühjahr ihre Dachloggia von einem reinen Pflanzenparadies – ihr Freund Karl hatte es »Dschungel« genannt – zu einem tatsächlich begehbaren zusätzlichen Wohnraum umgebaut hatte, genoss sie die Aufenthalte in ihrem Zuhause noch mehr.

Die Loggia war nur von einer Seite aus einsehbar. Da dort am Nachbarhaus ein älterer Herr seinen Balkon hatte und Henriette gerne äußerst leicht bekleidet herumwandelte, hatte sie im Frühjahr mehrere Blumenkästen mit Klematits bepflanzt. Die Waldreben bildeten jetzt eine grüne Wand, und Henriette musste nicht befürchten, dass ihr Nachbar

einen Herzkasper bekam, wenn sie ihre Loggia ohne Hemdchen betrat.

Sie lehnte sich zurück und trank das Glas halb leer. Plötzlich tat ihr Mutschler leid. Wie musste sich ein Mann fühlen, der so agierte wie er?

Dann wurde sie zornig auf sich selbst. Nein, Mutschler war kein Opfer seiner selbst, er war ein selbstsüchtiges, arrogantes Arschloch, dem es darüber hinaus in kurzer Zeit gelungen war, das kollegiale Gefüge zu sprengen.

Henriette versuchte, sich von den Gedanken an Mutschler zu befreien und sich auf das Treffen mit Roberta einzustellen. Sie würden gemeinsam »turnen«, wie sie es nannten, und danach etwas essen. Dabei würden sie das eine oder andere Glas Sauvignon blanc trinken, über Gott und die Welt reden und sich mit gegenseitigen Liebkosungen verwöhnen.

Plötzlich kam ihr inmitten der Vorfreude auf Roberta Karls Mitteilung in den Kopf. Er war offensichtlich sehr aufgeregt gewesen, dass er ein Angebot für ein Haus am Meer in der Bretagne erhalten hatte. Solch ein Haus war ein großer Traum von ihm. Sein zweiter großer Traum war, Henriette zu heiraten. Bislang hatte sie auf die Heiratsidee sehr zurückhaltend reagiert, obwohl sie sich schon seit vielen Jahren kannten und eine in allen Belangen freudvolle Beziehung pflegten. Aber obwohl Karl immer wieder beteuerte, dass eine Heirat an der Offenheit ihrer Beziehung nichts ändern würde, wollte Henriette jedwede Einschränkung ihrer Unabhängigkeit im Keim ersticken. Sie hatten sich oft darüber unterhalten, und Karl hatte immer wieder seine große Zuneigung zu Henriette als alleinigen Grund für seinen Heiratswunsch angegeben. Sie dagegen glaubte, dass eher ein unterbewusstes Sicherheitsbedürfnis dahintersteckte, was sie halbwegs verstehen konnte, weil sie im Laufe ihrer Beziehung jede Menge Affären und kurze Nebenverhältnisse gehabt hatte. Sie hatte ihm allerdings ganz früh mitgeteilt,

dass sexuelle Treue für sie nicht infrage käme, und Karl hatte es akzeptiert. Auch dass sie bei der Wahl ihrer Partner nicht auf das Geschlecht, sondern auf die Persönlichkeit achtete, hatte er verstanden.

Eigentlich konnte Henriette sich inzwischen eine Heirat auch fast schon vorstellen, es gab keinen Menschen, dem sie so sehr vertraute wie Karl, außer vielleicht inzwischen Roberta. Aber sie hielt sich lieber noch etwas bedeckt. Vielleicht könnte ja jetzt zuerst einmal sein anderer Traum wahr werden. Morgen würde sie mehr erfahren.

Henriette trank das Wasser aus, zog einen weiteren Stuhl heran, auf den sie ihre Füße legte, lehnte sich zurück und schloss die Augen. Ihre Gedanken wanderten wieder zu ihrer Freundin.

Roberta Miltrat war Leiterin der für Kriminalitätsbekämpfung zuständigen Abteilung 2 des Landespolizeipräsidiums. Kennengelernt hatten sich die beiden Frauen vor einigen Jahren in einem Fitnessstudio. Roberta hatte ihre Mitgliedskarte an einer Trainingsstation liegen gelassen, Henriette hatte sie gefunden und bald darauf auch ihre Besitzerin. Bei der Übergabe hatte es dann gefunkt. Roberta bestritt im Nachhinein ausdrücklich, ihre Karte mit Absicht liegen gelassen zu haben. Seitdem trafen sie sich regelmäßig zum Training und setzten das Programm bei Roberta oder Henriette zu Hause fort.

Training im Fitnessstudio war beiden in der aktuellen Situation zu unsicher. Sie hatten überlegt, mit FFP2-Maske zu trainieren, aber das wollten sie dann doch nicht. Einerseits würde es keinen Spaß machen, mit maskenbedingter erschwerter Atmung zu trainieren, andererseits würden wohl die meisten anderen keine Maske tragen, und sie kämen sich irgendwie komisch vor. Und trotz der Hygieneregeln im Studio mit reduzierter Besucherzahl und Abstandsgebot war ihnen die ganze Geschichte auch nicht ganz geheuer.

Stattdessen trafen sie sich jetzt zur gewohnten Zeit bei Henriette, weil ihre Wohnung größer und geeigneter war zum »Turnen«. Sie nutzten das digitale Trainingsangebot ihres Fitnessstudios, rollten zwei Trainingsmatten aus und befolgten die Anweisungen ihrer Online-Trainerin. Dabei gab es viel zu lachen, weil sie manche Übungen erst dann richtig hinbekamen, wenn die Trainerin schon zur nächsten wechselte. Sie hatten verabredet, das »Turnprogramm« in Sportkleidung zu absolvieren, um sich nicht zu stark gegenseitig abzulenken. Meistens klappte das auch.

Trotz der aktuellen Kontaktbedenken verzichteten sie bei diesen Treffen auf das Tragen von Masken, und den geforderten Abstand von anderthalb Metern hielten sie auch nicht immer ein.

Unabhängig von den sich rasant ändernden gesetzlichen Bestimmungen hatten Henriette, Karl und Roberta schon Mitte März ihren Umgang miteinander vereinbart. Auf Henriettes Initiative hin hatten sie bei einem gemeinsamen Spaziergang im Stadtwald ihre individuellen Situationen besprochen.

Karl und Henriette waren ziemlich radikal im Homeoffice, Ansteckungen bei der Arbeit waren sehr unwahrscheinlich. Karl hatte keine Angehörigen, bei denen Besuche denkbar waren, und Henriette nur ihren alten Vater in Kirkel, den sie allerdings regelmäßig besuchen wollte. Diese Besuche würde sie in der näheren Zukunft auf gemeinsame Spaziergänge beschränken, versprach sie, auch um ihren Vater zu schützen, schließlich war er schon 89 Jahre alt.

Bei Roberta war es komplizierter. Ihre Eltern lebten in Koblenz, und sie war ab und zu übers Wochenende bei ihnen geblieben. Das würde sie aufgeben und stattdessen Tagesbesuche mit Spaziergängen machen. Homeoffice gab es für sie nicht, aber sie hatte ein eigenes Büro, und auf den Gängen herrschte Maskenpflicht. Notwendige Treffen fanden in einem großen Besprechungsraum mit maximal

acht Personen statt. Damit konnte genug Abstand gehalten werden, und Masken waren sowieso obligatorisch. Für Videokonferenzen waren nicht alle Büros ausreichend ausgestattet. Das war alles andere als ideal, aber nicht zu ändern.

Die drei waren sich einig, weitere Kontakte zu Bekannten oder Freunden nur im Freien wahrzunehmen.

Henriette rollte die Trainingsmatten aus, stellte ihr Notebook auf die Sitzfläche eines Stuhls, der vor den Matten stand, und zog sich ein T-Shirt und passende Trainingsshorts über. Wenig später klopfte Roberta an die Tür. Sie hatte den Zugangscode zur Tiefgarage und konnte ihren BMW auf Henriettes zweitem Parkplatz abstellen.

Zur Begrüßung küssten sie sich ausgiebig, dann schob Roberta Henriette ein Stück von sich und begutachtete sie. »Schick, dein Trainingsoutfit. Aber warte erst mal auf meins.«

Im Nullkommanichts hatte sie sich ausgezogen und ihre Sachen aufs Sofa fallen lassen. Henriette sah sie auffordernd an. »Und, wie geht es jetzt weiter, oder war es das? Nicht, dass ich grundsätzlich etwas gegen dein Blanko-Outfit hätte – im Gegenteil. Aber hatten wir nicht eine Vereinbarung, um des Turnens willen?«

Roberta antwortete nicht, sondern ging in den Flur, wo ihre Handtasche stand. Als sie zurückkam, trug sie einen schwarzen Sport-BH und ein passendes Bikinihöschen. Zusammen mit ihren halblangen blonden Locken sah sie einfach hinreißend aus.

»Uff«, stöhnte Henriette. »Ich gebe mich geschlagen, in jeder Hinsicht.«

Für Roberta mit ihrer mittelschlanken, kurvigen Figur war ein Sport-BH nicht unbedingt nötig, aber bei einigen Übungen hilfreich. Henriette mit ihrer knabenhafoten Gestalt machte sich über solche Accessoires keine Gedanken.

Roberta kam auf sie zu und verwuschelte ihre kurzen schwarzen Haare. »Wollen wir dann mal anfangen? Je eher wir fertig sind, desto früher können wir mit den anderen Programmpunkten starten.«

Sie trainierten eine Weile und konzentrierten sich auf die Anweisungen der Trainerin. Es wurde beiden heiß, sie schwitzten heftig und stoppten das Programm kurz, um Mineralwasser zu trinken. Mitten in einer neuen Übung stand Henriette plötzlich auf und riss sich das T-Shirt vom Leib. »Mann, ist mir heiß!«, rief sie lachend, kniete sich auf ihre Matte und wollte die Übung gerade wieder aufnehmen, als Roberta sie bremste. »Und was ist mit mir?«

Henriette beugte sich zu ihrer Freundin und zog ihr den Sport-BH über den Kopf. »Okay, gleiches Recht für beide.«

Roberta jubelte und schwang ihren BH über dem Kopf.

»Wir sind schon zwei Sportlerinnen«, meinte sie nach einer Weile, als sie sich, immer noch kichernd, wieder auf ihre Matte gesetzt hatte. »Komm, lass uns das Programm zu Ende machen.«

Nach einigen Bemühungen um Disziplin beendeten sie das Training dann doch vorzeitig, die Trainingsshorts flogen in die Ecke, und sie widmeten sich lustvolleren Körperübungen. Irgendwann kamen sie feucht umschlungen zur Ruhe und kühlten dann langsam ab. Unter der Dusche setzten sie ihre Liebkosungen fort, beschlossen dann aber, dass sie auch mal etwas essen sollten.

Es war noch sehr warm draußen, also setzten sie sich, so wie sie waren, auf die Loggia. Henriette hatte die Gurke geschält und aufgeschnitten, sie mit Salz und Pfeffer gewürzt und Olivenöl darüber gegeben. Dann hatte sie alles mit Baguette und schwarzen Oliven serviert. Roberta hatte Mineralwasser, Sauvignon blanc im Weinkühler und Gläser herausgebracht.

Sie stießen auf einen schönen gemeinsamen Abend an. Henriette stellte ihr Glas ab. »Über deine E-Mail habe ich mich sehr gefreut.«

»Ja, ich finde, wir sollten wirklich mal darüber nachdenken, ob wir uns trauen, unseren Elsass-Ausflug unter Pandemiebedingungen zu wiederholen. Aber mich beschäftigt noch eine andere Frage: Warum habe ich gerade jetzt diese E-Mail von einem Hotelportal bekommen, mit dem ich kaum etwas zu tun hatte? Für die Buchung in Katzenthal vor zwei Jahren habe ich direkt im ›Hotel à l'Agneau‹ angerufen. Das Hotelportal kann davon nichts wissen, oder?«

Henriette gabelte sich etwas Gurke in den Mund und sah Roberta aufmerksam an. »Ich verstehe, was du meinst. Wenn sie dir irgendwelche aktuellen Sonderangebote geschickt hätten, fändest du das normal. Aber Sonderangebote für Elsass-Hotels? Das macht dich stutzig.«

»Genau. Vor ungefähr zwei Wochen haben wir bei einem Telefonat über das Elsass gesprochen, erinnerst du dich?«

»Ja, natürlich. Ich erinnere mich an so ziemlich jedes Wort. Glaubst du etwa, dass das Hotelportal unsere Telefone mithört?«

Henriette lachte kurz auf. »Kann ich mir nicht vorstellen«, meinte sie dann nachdenklich. »Fällt dir vielleicht noch etwas anderes als Erklärung ein?«

»Da war doch noch etwas.« Roberta trank noch einen Schluck und sah Henriette zerstreut an. »Nach unserem Telefonat war ich auf der Website vom Trois-Épis-Golfclub. Ich wollte noch etwas weiter in der Erinnerung baden. Das hat gutgetan. Aber mehr war da nicht. Hotels habe ich mir nicht angesehen.«

»Was, du hast dir keine Hotels angesehen? Du meinst es also nicht ernst mit einem Revival, oder?« Henriette schaute Roberta finster an.

Roberta blickte irritiert auf und ließ ihr Glas, das sie gerade an die Unterlippe legen wollte, sinken. Dann sah sie

den Schalk in Henriettes Augen und lachte erleichtert auf. Henriette lachte mit und warf Roberta eine Kusshand zu.

»Nein, jetzt mal ernsthaft. Dein Besuch auf der Golfclub-Seite ist doch die einzige Erklärung für diese E-Mail, wenn wir ausschließen, dass das Hotelportal unsere Telefone abhört, oder?«

»Stimmt. Und ist das nicht auch schon länger in der Diskussion, dass unser Internet-Surf-Verhalten irgendwie aufgezeichnet wird, um mehr über die Nutzer zu erfahren?«

»Richtig, und die Stichworte heißen Cookies und Tracking. Wir haben vor ein paar Monaten in der großen Redaktionskonferenz darüber gesprochen, oder vielmehr hat ›Herkules‹ darüber gesprochen.« Sie grinste Roberta an. »Übrigens hatte ich heute eine unerfreuliche Begegnung mit Herkules.«

Henriette stand auf und posierte wie ein Staatsanwalt beim Verlesen der Anklageschrift. »Hiermit erstatte ich offiziell Anzeige gegen Herkules Mutschler wegen Armgrapschens.«

Sie lachte kurz und setzte sich wieder. Roberta lachte nicht und sah sie aufmerksam an. »Was ist passiert? Erzähl!«

Henriette berichtete von Mutschlers Übergriff, ihrer Selbstverteidigungsaktion, Elisabeths Hilfestellung und Mutschlers Verschwinden.

»Über deinen Selbstverteidigungskurs habe ich ja immer ein wenig gelächelt«, sagte Roberta, während sie sich zurücklehnte. »Aber hier hat er sich wohl tatsächlich gelohnt. Und gut, dass es jemand beobachtet und gehört hat. Willst du denn etwas gegen diesen Mutschler unternehmen?«

Henriette dachte an Elisabeths Äußerung und dass es vielleicht wirklich Zeit wäre, sich Mutschler, seinen Übergriffigkeiten und seinen ständigen Einschüchterungsversuchen gegenüber den Mitarbeitern entgegenzustellen. Sie wollte jetzt aber nicht weiter darüber nachdenken. »Mal sehen.«

Sie wechselte zum vorherigen Thema zurück. »Auf jeden Fall ging es um neue EU-Regeln zu diesen Cookies und darum, was das für das Onlineangebot der Zeitung bedeutet, das er ausweiten will.«

»Jetzt, wo du es sagst, erinnere ich mich auch dunkel, etwas darüber gelesen zu haben.«

Roberta wunderte sich nur wenig über Henlettes Themenprünge. Offensichtlich wollte sie jetzt nicht weiter über die Herkules-Affäre sprechen, so etwas kannte sie schon.

»Und außerdem muss man ja seit einiger Zeit erst einmal diesen Cookies zustimmen, bevor man lossurfen kann.«

»Oder du lehnst sie mit vielen Klicks mehr oder weniger einzeln ab. Das ist schon ziemlich schräg.«

»Stimmt, aber damit hätten wir wohl die Erklärung für diese interessanten Sonderangebote. Ich glaube, ich hatte mich beim Golfclub eingeloggt, das muss sein, wenn man Termine und so etwas einsehen will. Und meine ID ist meine E-Mail-Adresse. Wenn das Portal also meinen Besuch auf den Golfclub-Seiten registriert und dann noch herausbekommt, ob der Besucher von auswärts kommt ... Bingo. Und bei der Anmeldung für den Golfclub-Zugang habe ich natürlich meine Adresse angegeben.«

Roberta hob ihr Glas und nickte Henlette selbstironisch lachend zu. »Ich hoffe nur, dass meine IT-Naivität den Kollegen unseres Dezernats ›Cybercrime‹ verborgen bleibt.«

Beide aßen schweigend ihren Salat, bis nur noch ein paar Oliven übrig waren.

Der gemeinsame Ausflug vor zwei Jahren hatte beiden sehr viel Spaß gemacht. Sie waren sich sehr nahe gekommen, und diese Nähe konnten sie danach im Großen und Ganzen aufrechterhalten. Außerdem hatte Roberta Henlette mit einem Schnupperkurs im Trois-Épis-Golfclub zum Golfen angefixt. Haupt-Golfspartner von Henlette war zwar inzwischen Karl, den wiederum Henlette bei einem Bretagne-Urlaub angefixt

hatte. Ab und zu spielen die beiden Frauen aber zusammen und genossen das dann sehr.

Eifersüchteleien gab es zwischen ihnen kaum. Henriette kannte Eifersucht sowieso nicht. Bis vor zwei Jahren hatte Roberta noch eine weitere enge Freundin gehabt, Sybille, und Henriette war mit Karl liiert. Probleme hatte es nur sehr selten gegeben, manchmal hatten sie sich auch zu dritt oder viert getroffen, bevorzugt zu Jazzkonzerten am Saarbrücker Schloss.

Schwierig war ab und zu nur, dass Henriette und Roberta ihre Beziehung vor der Öffentlichkeit versteckt hielten. Lesben hatten in leitenden Positionen immer noch einen schweren Stand, und Bi-Frauen sowieso. Sie befürchteten, dass ihr Privatleben öffentlich zerfetzt würde. So gab sich Roberta als Single aus, und bei Henriette wussten die meisten aus ihrem Umfeld von der langjährigen Beziehung zu Karl, sie war offiziell also eine stinknormale Hetero.

Robertas Beziehung zu Sybille hatte sich leider dramatisch entwickelt, im Ergebnis war Sybille nach Berlin fortgezogen. Seitdem konzentrierte sich Roberta auf Henriette und ihren Polizeijob, das fand sie anstrengend genug, und mehr Abwechslung brauchte sie vorläufig nicht. Karl war in das Geschehen mit Sybille am Rande involviert gewesen, aber es blieb trotzdem bei dem guten Draht, den Roberta mit ihm verband.

Zur Vorbereitung des Pastagerichts hatten sie sich in die Küche bewegt. Die Tomatensauce blubberte. Henriette hatte sie schon gestern mit Schalotten, ein wenig Knoblauch und Thymian vorbereitet. Übernachtet hatte die Sauce dann im Kühlschrank. Jetzt kamen noch Salz und Piment d’Espelette dazu, sie trüpfelte den Saft einer halben Limette hinein, fertig. Die Spaghetti waren noch ziemlich fest. Henriette goss das Wasser ab und gab die Pasta zur Sauce. Sie rührte einmal um und drehte die Temperatur herunter. Jetzt würden die

Spaghetti noch etwas nachgaren. Sie hackte das Basilikum, rieb frischen Parmesan und tat beides in zwei Schälchen, die Roberta mitsamt Besteck, frischem Brot und zwei Tellern nach draußen brachte. Henriette beförderte die Pasta mit der Sauce in eine vorgewärmte Schüssel und folgte Roberta.

Es war etwas kühler geworden, beide hatten Langarm-Shirts von Henriette übergezogen und bedienten sich gegenseitig mit Pasta und Sauvignon. Henriette zeigte fragend auf Robertas Wasserglas, aber Roberta winkte ab. »Ich habe heute schon zu viel Wasser getrunken.« Und nach einer Pause, in der sie genussvoll kaute: »Außerdem sind die einfachsten Gerichte oft die besten.« Sie schmatzte nachdrücklich und sah Henriette zufrieden an. »Was für Tomaten hast du genommen?«

»Nun gut, es waren nicht die holländischen Strauchtomaten, sondern italienische San Marzano. Meinst du wirklich, dass man das schmeckt?«

»Es ist bestimmt leichter, es zu schmecken, wenn man es weiß, sagte schon Konfuzius.«

»Oh, die philosophische Roberta.«

Henriette gabelte eine neue Portion Nudeln und tat so, als ob sie besonders in sich hineinhörchte.

»Ich glaube, du hast recht. Es schmeckt einfach gut.« Und nach einer kurzen Pause: »Was würdest du sagen, wenn es jetzt doch die holländischen Strauchtomaten waren?«

Beide prusteten los, und auf Robertas Shirt gab es einige Tomatenflecken. Henriette stand auf und zog es ihr über den Kopf. »Da war auch noch etwas Tomate«, nuschelte sie in Robertas Bauchnabel und schleckte ihn ab. Dann verschwand sie und kam mit einem frischen Hemd zurück.

Sie alberten noch etwas herum, dann kam Henriette auf die Cookies zurück und berichtete, dass ihre Mitarbeiterin Sabine, die über beeindruckende IT-Kenntnisse verfüge, einen Beitrag zur Datensicherheit in den sozialen Netzwerken vor-

bereite. Vielleicht sollte sie Sabine in der Redaktionskonferenz fragen, was sie davon hielte, die Cookie-und-Tracking-Thematik mit einzubauen.

Später, beim Käse und der zweiten Flasche Sauvignon, kuschelten sie sich zusammen und planten fantasievoll, in diesem Sommer trotz der Pandemie vielleicht wirklich ein paar Tage zusammen im Elsass zu verbringen. Eigentlich waren sie schon fest entschlossen. Bei ihrem nächsten Treffen am kommenden Montag wollten sie Nägel mit Köpfen machen.

Dass Roberta heute bei Henriette übernachten würde, war klar. Das gemeinsame Schlafen, ob nun bei Henriette oder bei Roberta, war seit Langem ein wichtiger Bestandteil ihrer Treffen. Anfangs war die Problematik einer alkoholisierten Heimfahrt das Hauptargument gewesen. Später war es bei beiden so, dass sie das nächtliche Zusammensein genossen, das oft in lange dauernde erotische Eskapaden mündete, sich manchmal zu einem Kuscheln mit intensiven Gesprächen entwickelte und mitunter auch beim Kurzkuscheln mit raschem Einschlafen verblieb, so wie an diesem Abend.

— Saarbrücken, Montag, 20.7.2020

Karl Limbach saß zu Hause an seinem Schreibtisch und dachte immer wieder an die E-Mail seines Bekannten Jean-Paul, die er gerade bekommen hatte. Sie hatten sich schon vor zwei Jahren bei seinem ersten Sommerurlaub mit Henriette in der Bretagne kennengelernt, es war aber nicht mehr als eine flüchtige Bekanntschaft gewesen. Eines Nachmittags waren sie im kleinen Hafen von Trévignon vor einem Fischstand über die fantastischen Limandes ins Gespräch gekommen. In Karls Gedächtnis war Jean-Paul wohl deshalb geblieben, weil er die Vermieter ihres Ferienhauses kannte.

Im letzten Sommer hatten sie wieder im selben Ferienhaus Urlaub gemacht, und diesmal hatten sie Jean-Paul

zufällig in der Boulangerie von Saint-Philibert getroffen. Wieder waren sie ins Gespräch gekommen, und dann hatte Jean-Paul sie für den folgenden Abend zum Essen eingeladen. An diesem Abend hatte Karl ihn gefragt, ob hier ab und zu ein Haus zu verkaufen sei. Im weiteren Gespräch war deutlich geworden, dass der Markt aufgrund der hohen Nachfrage ziemlich überteuert war und die Chancen für Außenstehende generell sehr gering waren. Aber Jean-Paul hatte abschließend gemeint, er würde Augen und Ohren offen halten. Seitdem hatte Karl nichts mehr von ihm gehört, bis gestern diese E-Mail kam. Es sei ein Haus an der Küste zu verkaufen.

Seine Maisonettewohnung in einem Mehrparteienhaus in der Nauwieser Straße bestand in der unteren Etage neben dem Flur aus einem einzigen großen Raum zum Kochen, Essen und sonstigen Leben mit einer über Eck installierten, geräumigen Küchenzeile, einem großen Esstisch, einer bequemen Couch mit Sessel und Couchtisch sowie einem deckenhohen Regal mit Büchern, CDs, einem Fernsehgerät und einer alten Musikanlage. Außerdem gab es hier noch ein Mini-Bad und einen Balkon zum Innenhof, der groß genug für zwei Stühle und einen Tisch war.

In der oberen Etage hatte er neben dem Schlafzimmer und dem Bad ein geräumiges Arbeitszimmer eingerichtet. Es hatte bodentiefe Fenster, die einen interessanten Blick auf das Leben in seinem Viertel erlaubten.

Karls Schreibtisch bestand aus einer riesigen Glasplatte, die auf ein Edelstahlgestell montiert war. Bis auf sein MacBook, eine lederne Schreibunterlage und ein uraltes Holzkästchen zur Aufbewahrung von Stiften, Kulis und einem beinahe ebenso alten eleganten Füllfederhalter, dessen Tinte schon lange eingetrocknet war, befand sich nichts darauf. Er hasste es, an einem unaufgeräumten Schreibtisch zu arbeiten.

Das bedeutete allerdings nicht, dass er übertriebene Ordnung hielt. Seine großvolumige Zwischenablage hatte er auf einen anderen Tisch verlegt, der sich hinter einem deckenhohen Regal befand. Dieses Regal trennte als Raumteiler einen kleineren Teil des Arbeitszimmers optisch ab. Hier stapelte sich alles, was mehr oder weniger noch in Arbeit war. Wenn die Stapel zu hoch wurden und Karl beginnen musste, auf den Fußboden auszuweichen, war die Zeit gekommen, die Zwischenablage aufzulösen. Das war dann der große Tag für den Schredder, und was noch wichtig erschien, wurde auf Ordner in den Regalen verteilt.

Karl war Psychologieprofessor an der Uni Saarbrücken, und dieses Semester war wegen der Coronabeschränkungen ein einziges Desaster gewesen. Jetzt blieben noch einige Prüfungen, dann hatte er das Semester abgeschlossen und konnte durchatmen.

Um elf Uhr sollte mit seinen Mitarbeitern und seiner Sekretärin Ingeborg Molitor die übliche Videokonferenz zum Wochenbeginn stattfinden. Er versuchte, Jean-Pauls E-Mail zu verdrängen und sich auf die Konferenz zu konzentrieren.

Karl wählte sich ein, und als alle dabei waren, beglückwünschte er sie zum erfolgreichen Semesterabschluss, bedankte sich für ihre kreativen Problemlösungen in den vergangenen komplizierten Situationen und lud sie für den kommenden Montag zur gleichen Zeit ins »Ubu Roi« ein, ein Café bei ihm um die Ecke im Nauwieser Viertel. Er kannte den Wirt und konnte sich darauf verlassen, dass im Außenbereich Tische für zehn Personen mit einer ausreichenden Zahl von Sonnenschirmen pünktlich vorbereitet sein würden.

Sie organisierten die noch anstehenden Prüfungen, besprachen ihre Urlaubspläne und beschlossen, die montäglichen Videokonferenzen in der vorlesungsfreien Zeit nur alle zwei Wochen abzuhalten. Urlaubern wurde es freigestellt, daran teilzunehmen.

Seit Ende März waren sie praktisch im Homeoffice. Ingeborg war die Einzige, die zweimal in der Woche verbindlich im Sekretariat war und nach der Post sah. Ansonsten arbeitete auch sie von zu Hause. Karl hatte ihr von seinem Etat ein Notebook beschafft, kurz bevor der Markt für mobile Endgeräte zusammengebrochen war. An der Uni nutzte sie einen alten Desktop-Computer, der bislang völlig ausreichte, und privat hatte sie mit ihrem Mann nur ein iPad, also musste aufgerüstet werden.

Die Mitarbeiter waren alle mit Notebooks ausgestattet. Dass ihre privaten Internetzugänge jetzt für universitäre Zwecke genutzt wurden, stand auf einem anderen Blatt. Da gab es finanzielle Fragwürdigkeiten und Sicherheitsprobleme. Beides bereitete Karl jedoch keine Sorgen. Zum finanziellen Aspekt hatten ihm seine Mitarbeiter mitgeteilt, dass sie Flatrate-Tarife hatten, die sie sowieso bezahlten. Und Datensicherheit hatte er einfach nicht auf dem Schirm, diese Probleme sollten bitte schön andere lösen. Er wusste nur, dass seine Mitarbeiter und er »über VPN« ins Uni-Netz gelangten und was er dazu tun musste. Er kannte noch nicht einmal die Bedeutung von VPN, Virtual Private Network, und was dahinterstand, war ihm völlig unbekannt. Mit seinen nunmehr 52 Lebensjahren hielt er es für völlig ausreichend, wenn ein Mitglied seiner Arbeitsgruppe so fit in IT-Fragen war, dass die universitären Belange halbwegs verstanden wurden. Und dass er nicht selbst dieses Mitglied darstellte, war sonnenklar.

Ingeborgs Mann war bei der Polizei und nicht im Homeoffice, ihre beiden erwachsenen Kinder waren schon aus dem Haus. Sie konnte also in ihrem Wohnzimmer tagsüber arbeiten, ohne ständig gestört zu werden oder andere zu nerven. Die Wohn- und Lebenskonstellationen seiner wissenschaftlichen und studentischen Mitarbeiter waren Karl weniger bekannt. Kinder gab es jedoch keine, das hätte sonst bei

geschlossenen Kitas zu erheblichen Konflikten zwischen häuslicher Arbeit und Kinderinteressen führen können.

Karl selbst hatte mit dem Homeoffice keine Schwierigkeiten. Im Gegenteil, er arbeitete gerne in seinem Arbeitszimmer und hatte auch schon vorher die Freiheiten des Hochschullehrer-Daseins ausgiebig genutzt. Natürlich vermisste er die Kommunikation mit den Studierenden, mit Ingeborg und seinen Mitarbeitern, von den Professorenkollegen fehlten ihm dagegen die wenigsten.

Als tatsächlich problematisch empfand er, dass er zeitweilig sein Labor hatte schließen müssen. Davon waren maßgeblich Claudia und Manfred betroffen, zwei Mitarbeiter, die im Rahmen eines geförderten Forschungsprojekts promovieren wollten. Sie hatten dafür umfangreiche experimentelle Untersuchungen begonnen, und das Labor war praktisch rund um die Uhr ausgebucht gewesen. Damit war von einem Tag auf den anderen Schluss gewesen. Seit Mai konnten sie das Labor dann aber unter Vorlage eines strengen Hygieneplans wieder nutzen. Damit waren die schlimmsten Folgen für die beiden vorerst abgewendet.

Stärkere Kopfschmerzen bereitete ihm unter den aktuellen Infektionsbedingungen allerdings sein Privatleben. Karl war sehr besorgt davor, sich anzustecken, und befürchtete, dass seine Lebenspartnerin, wenn er sich denn traute, Henriette Courgette in seinen Gedanken so zu bezeichnen, die Dinge etwas lockerer sah, und er war sich nicht sicher, ob sie ihre Vereinbarung, was andere Kontakte anging, immer noch so strikt einhielt wie am Anfang der Pandemie. Nach der ersten Zeit ausschließlichen Homeoffice hatte er jetzt den Eindruck, dass sie in ihr Büro ging, wenn es ihr sinnvoll erschien, und dass sie regelmäßig Kontakt mit ihren Kollegen hatte, die das Ganze wohl auch nicht so eng sahen. Henriette betonte zwar, dass bei diesen Treffen immer Masken getragen würden, aber trotzdem war es ihm nicht geheuer.

Sie waren schon seit neunzehn Jahren ein Paar in einer äußerst ungewöhnlichen Beziehung. Jetzt war er 52, sie 42 Jahre alt. Beide waren groß und schlank, Henriette eher sehr schlank bis mager. Kennengelernt hatten sie sich in Hamburg, Henriette war Studentin, Karl Dozent. Heutzutage würde sein damaliges Verhalten ihr gegenüber kaum toleriert werden, er hatte sie sehr direkt angebaggert. Dann hatte er eine Professur an der Universität des Saarlandes angetreten, und nach einigen Jahren Fernbeziehung war auch Henriette nach Saarbrücken gezogen. Sie war als erfolgreiche Journalistin von einem großen Hamburger Nachrichtenmagazin in die Chefetage der »Neuen Saarbrücker Zeitung« gewechselt und hatte die Leitung des wöchentlich erscheinenden »Journals« übernommen.

Henriette hatte Karl von Anfang an reinen Wein eingeschenkt. Sexuelle Treue sei für sie nicht nur kein Thema, sondern ein Albtraum. Wenn er damit nicht klarkäme ... Außerdem sei sie nicht unbedingt auf Männer fixiert. Dass Frauen attraktiv sein könnten, müsse er ja sowieso verstehen, oder?

Er hatte nie auch nur den Hauch einer Chance gegen Henriettes Beziehungsverständnis. Zu Beginn ihrer Hamburger Zeit war er einfach verknallt gewesen. Selbstverständlich käme er damit klar. Sie trieb es freilich so bunt und so offen, dass er seine schlaflosen Nächte nicht zählen konnte. Indes hatte er damals selbst auch einige Affären, die Henriette wie selbstverständlich tolerierte, die aber seine Nächte nicht sorgenfreier machten.

In den letzten Jahren hatte er den Eindruck, dass Henriette sich etwas beruhigt hatte. Seit nunmehr fast fünf Jahren war sie neben ihm mit Roberta fest liiert. Andere Beziehungen hatte sie seitdem nicht erwähnt. Das musste allerdings nichts heißen, sie hatten keine »Berichtspflicht« vereinbart, wie sie es nannten, aber er sah auch keine irgendwie gearteten aktuellen Hinweise.

Direkt nach der Videokonferenz nahm sich Karl wieder Jean-Pauls E-Mail vor. Seiner kurzen Beschreibung nach hatte das Haus Meerblick, circa 150 Quadratmeter Wohnfläche auf zwei Etagen, etwa 1.000 Quadratmeter Grundstück mit alten Pinien. Die untere Etage war ein einziger Raum mit großer offener Küche und einem Kamin. Oben gab es zwei Zimmer sowie ein größeres und ein kleines Bad.

Das könnte richtig gut passen. Karl sah sich schon in der Küche, wie er etwas brutzelte und dabei aufs Meer sah.

Jean-Paul kannte die Verkäufer des Hauses nur indirekt. Er hatte zufällig von seiner Schwester gehört, dass es zum Verkauf angeboten werden sollte. Es war eine Erbschaft, keiner der Erben wollte dort wohnen, weil sie alle schon eigene Häuser in der Gegend besaßen. Ein Erbe war ein Mann namens Claude, der sich mit seiner Familie völlig überworfen hatte, zum Studieren nach Paris gegangen war, dort in der Verwaltung Karriere machte und nie in die Bretagne zurückkam. Alle nannten ihn nur den »Pariser«. Dem gehe es sowieso nur ums Geld. Also war man dabei, sich zu einigen, das Haus zu verkaufen und das Geld aufzuteilen. Den lokalen Erben war es allerdings, anders als dem Pariser, nicht egal, wer demnächst in die Nachbarschaft zog. So hatte Jean-Paul Karl ins Gespräch gebracht. Schließlich war er kein Engländer, die wollte man hier nicht.

Der genannte Kaufpreis lag oberhalb dessen, was Karl mit seinen nicht unerheblichen Ersparnissen aufbringen konnte. Jean-Paul relativierte die Preisidee der Verkäufer allerdings: Das Haus sei, vorsichtig ausgedrückt, nicht neuwertig, der Preis deshalb aus seiner Sicht überzogen. Als direkt renovierungsbedürftig könne man es aber auch nicht bezeichnen. Es habe in den letzten zehn Jahren eine sehr alte Dame allein dort gelebt, die sich schlichtweg um nichts gekümmert habe. Man müsse also alles genau prüfen lassen, um ein Bild von den wichtigsten anstehenden Arbeiten und damit Kosten zu bekommen. Dann könne der Preis sicherlich verhandelt werden.

Das Haus lag an der Corniche des Glénan, einen halben Kilometer westlich des »Ar Men Du«, das er von seinem ersten Urlaub mit Henriette in guter Erinnerung hatte, und gute zwei Kilometer östlich des Hafens von Trévignon. Die Lage war zumindest theoretisch einfach top.

Am Nachmittag schwang sich Karl auf sein Mountainbike und fuhr Richtung Saar. Er wollte seinen Kopf durchlüften. Hinter dem Staatstheater bog er links ab und rollte Richtung »Am Staden« an der Saar entlang. Bei St. Arnual überquerte er den Fluss über die St. Arnualer Brücke. Sie wurde von den Saarbrückern »So-da-Brücke« genannt, weil sie vor fünfzig Jahren mit einer vierspurig ausgebauten Fahrbahn, großzügigen Fußgängerstreifen und einem breiten Mittelsteg ausgestattet wurde, ohne dass heute irgendein Sinn des Bauwerks erkennbar war. Sie war eben einfach »so da«.

Auf der anderen Saarseite fuhr er bis zum »Restaurant d'Ecluse«, setzte sich auf der Terrasse in den Schatten und bestellte einen Grand Café und ein Perrier. Er sah auf die Saar, dachte an das Haus in der Bretagne und dass hier möglicherweise ein neues Kapitel seines Lebens aufgeschlagen werden könnte. Der Gedanke kam ihm etwas hochgestochen vor, aber vielleicht war es ja tatsächlich so. Sein Leben, das war die Uni und das war Henriette.

Die Uni war harte Realität, und Karl hatte sie gut im Griff. Er war erfolgreich, wie auch immer man über universitären Erfolg denken mochte. Es waren vor allem die Forschung und seine Mitarbeiter, die ihn nach wie vor interessierten. Aus den universitätspolitischen Grabenkämpfen hielt er sich, soweit es ging, heraus. Und das gelang nur deshalb, weil seine Forschungsreputation ihn quasi unangreifbar machte.

Henriette dagegen war ein halb realer Traum. Jetzt, in diesen Gedankenstrudeln, gestand Karl sich ein, dass er ihr verfallen war. Er hatte diese Beziehung in keiner Weise im

Griff. Er fühlte sich mit Henriette wie ein fragiler Segelflieger, der in strahlender Sonne von Aufwind zu Aufwind flog, aber bei einem Wetterwechsel immer zu einer Notlandung gezwungen werden konnte. Sogar ein Absturz war jederzeit möglich. Dass diese Beziehung schon fast zwanzig Jahre hielt, übersah er in diesem Moment.

Seit er vor drei Jahren mit Henriette in der Bretagne einen wunderschönen Urlaub verbracht hatte, war er in diese Gegend verliebt. Seitdem hatte er davon geträumt, hier ein Haus zu haben. Und, fragte er sich jetzt, willst du dann dort leben? Wie geht das mit der Uni und mit Henriette? Oder suchst du ein Refugium, um zeitweise dem einen oder der anderen zu entfliehen? Aber die Bretagne, das war nach ihrer gemeinsamen Reise auch immer Henriette, wie passte das zusammen?

Er trank den letzten Schluck Perrier und legte einige Münzen auf den Tisch.

Auf der Rückfahrt kaufte er eine Zucchini für sein Abendessen ein. Schon beinahe zu Hause, setzte er sich noch auf ein Glas Grauburgunder vors »Ubu Roi«. Jetzt holte ihn Jean-Pauls E-Mail wieder ein. Plötzlich hatte er das Gefühl, einer einmaligen Chance gegenüberzustehen. Scheiß auf das Geld.

Plötzlich stand Oscar, mit c, darauf bestand er, einer der Eigentümer des »Ubu Roi«, neben ihm. »Hallo, Karl! So allein und so in Gedanken? Was ist los?«

Karl und Oscar kannten sich seit Jahren mit jener gepflegten Oberflächlichkeit, die diese Art von Kneipenbeziehung mit sich brachte. Karl wusste von Oscars gescheiterter Ehe und seiner zwölfjährigen Tochter, die jedes zweite Wochenende bei ihm zu Hause verbrachte. Oscar wusste von Karls Job an der Uni und kannte Henriette als Karls Partnerin, ohne allerdings Näheres über sie zu wissen.

»Hallo, Oscar, setz dich doch, wenn du Zeit hast.« Karl wies auf den Platz ihm gegenüber. »War deine Tochter am Wochenende da? Wie geht es ihr?«

Karl wusste, dass das Mädchen seit einiger Zeit unter häufigen Migräneattacken litt.

»Nein, sie ist mit ihrer Mutter in den Ferien. Aber es geht wohl etwas besser, die Anfälle werden seltener.«

Oscar vermied es, seine Ex bei ihrem Namen zu nennen. Ob das die richtige Bewältigungsstrategie für das Ehe-desaster war, bezweifelte Karl, aber er behielt es für sich.

»Das hört sich gut an. Wann wird sie wieder bei dir sein?«

»Übernächstes Wochenende. Vielleicht fahren wir dann auch noch für eine Woche weg, falls ihre Mutter zustimmt.«

»Wird sie schon. Wo wollt ihr denn hinfahren?«

»An den Ammersee. Ich habe eine kleine Ferienwohnung gemietet. Da kann man viel machen, schwimmen, reiten, wandern. Aber Karl, was beschäftigt dich so, dass du vorhin Löcher in den Abend gestarrt hast?«

Karl überlegte kurz, dann berichtete er Oscar von seinem Bretagne-Traum und dem plötzlichen Angebot.

Oscar lehnte sich zurück und sah Karl bedeutungsvoll an. »Das solltest du richtig ernst nehmen. Ich meine, das könnte eine einmalige Chance sein ...«

Karl lachte kurz auf, weil er genau diesen Gedanken eben auch gehabt hatte.

»... aber du musst es gut prüfen.« Oscar ließ sich von Karls Lacher nicht beeindrucken. »Es geht wahrscheinlich nicht nur um fünf Euro.«

Er winkte seinem Angestellten, deutete auf Karls Glas und hob zwei Finger.

»Wenn es ein gutes Angebot ist, und du machst es nicht, wirst du der Gelegenheit ewig nachtrauern. Wenn es ein schlechtes Angebot ist, und du machst es, wirst du dich ewig ärgern. Also lass alles stehen und liegen und kümmere dich richtig darum, damit du mit deiner Entscheidung übermorgen noch zufrieden sein kannst.«

Zwei neue Gläser Grauburgunder standen auf dem Tisch. Karl ergriff seines und prostete Oscar zu. »Danke für den Wein, und mit deiner Sicht der Dinge hast du wohl recht. Als Erstes müsste ich dann so schnell wie möglich hinfahren und mir das Haus anschauen. Danach sehen wir weiter.«

»Genau. Was weißt du denn über das Haus?«

Karl beschrieb das Haus nach den Angaben von Jean-Paul, und auch die Lage. Als Karl die Zustandsbeschreibung des Hauses von Jean-Paul wiedergab, »nicht renovierungsbedürftig, aber auch nicht neuwertig«, runzelte Oscar die Stirn und sah ihn ernst an. »Da solltest du wirklich aufpassen. Da sind ganz schnell mal fünftausend Euro fällig oder noch mehr. Wenn ich dir etwas raten darf: Nimm dir einen lokalen Architekten und lass dir ein Gutachten erstellen. Das kostet zwar etwas, aber dann weißt du wenigstens halbwegs sicher Bescheid.«

Sie redeten noch ein wenig über die Saarbrücker Coronasituation, und als der Wein ausgetrunken war und Karl bezahlen wollte, winkte Oscar nur ab und stand auf.

»Das geht aufs Haus. Alles Gute für dein Bretagne-Projekt, und gruß bitte Henriette.«

Karl stand auch auf, und sie drückten coronakonform kurz die Fäuste gegeneinander.

»Vielen Dank und bis bald.«

Karl sandte Jean-Paul eine kurze Antwort, in der er sich bedankte und das Angebot »sehr interessant« nannte. Er würde sich kurzfristig wieder melden. Dann machte er sich ein kleines Zucchinirisotto, trank zum Essen Mineralwasser und goss sich zu »Inspector Barnaby« im Fernsehen ein letztes Glas Grauburgunder ein. Noch bevor der Mörder gefasst war, schaltete er das Gerät aus und ging ins Bett. Morgen würde er mit Henriette reden.